

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Andrea Hirata

Die Regenbogen-Truppe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1 An jenem Morgen hockte ich auf einer langen Bank im Schatten eines dicht belaubten Filicium, eines japanischen Baumfarns. Mein Vater saß neben mir, hatte mir den Arm um die Schultern gelegt und nickte den anderen Eltern und Kindern, die auf der Bank gegenüber saßen, mit einem Lächeln zu. Es war ein ganz besonderer Tag: mein erster Schultag.

Am Ende der beiden Bänke war eine offene Tür, durch die man in ein leeres Klassenzimmer sah. Die Angeln saßen schief im Rahmen, ja, das ganze Schulgebäude stand so schief, dass es jederzeit umzufallen drohte. In der Tür warteten zwei Lehrer. Man hätte sie für das Empfangskomitee eines großen Fests halten können – ein älterer Herr mit einem gütigen Gesicht, Bapak K. A. Harfan Effendi Noor, oder Pak Harfan, der Rektor der Schule, und eine junge Frau mit Kopftuch, Muslimah Hafsari oder kurz Bu Mus. Beide lächelten, genau wie mein Vater.

Bu Mus' Lächeln wirkte allerdings etwas gezwungen, sie war ganz offensichtlich angespannt. Zum wiederholten Male zählte sie die Kinder, die auf der langen Bank saßen. Ihr stand die Sorge im Gesicht, und sie merkte gar nicht, wie ihr der Schweiß über die Augenbrauen lief. Die Tropfen rannen herunter und hinterließen eine Spur auf ihrer gepuderten Wange. Mit ihrem verschmierten Gesicht sah sie fast so aus wie die Dienerin aus *Dul Muluk*, einem unserer altüberlieferten Dorfstücke. »Neun Kinder. Erst neun, Pamanda, noch immer einer zu wenig«, sagte sie besorgt zum Rektor. Pak Harfan blickte in die Ferne.

Ich fühlte mich unwohl, weil ich sah, wie aufgereggt Bu Mus war, und weil mich die Gefühle meines Vaters bedrückten. Obwohl er an diesem Morgen so freundlich zu mir war, verriet sein Arm, den

er um mich gelegt hatte, wie heftig sein Herz pochen musste. Ich ahnte, wie schwer es ihm, einem Bergarbeiter von siebenundvierzig Jahren mit geringem Lohn, aber vielen Kindern, fallen musste, seinen Sohn zur Schule zu schicken. Es wäre einfacher gewesen, mich an einen Marktstand oder einen Kapitän am Hafen zu geben, damit ich als Helfer oder Träger zum Einkommen der Familie beitragen konnte. Mich zur Schule anzumelden bedeutete dagegen, sich auf Jahre hinaus in Unkosten zu stürzen.

Ich hatte nicht den Mut, ihm ins Gesicht zu sehen. Mein Vater war nicht der Einzige, den die Unruhe plagte. Auch den anderen Eltern auf der langen Bank war anzusehen, dass sie mit ihren Gedanken woanders waren, auf dem morgendlichen Markt oder bei den Fischkörben am Strand, im Grunde überzeugt davon, dass ihre Kinder als Helfer dort viel besser aufgehoben wären. Sie glaubten keineswegs daran, dass die Ausbildung ihrer Kinder in irgendeiner Weise die Lage der Familie verbessern könnte. Sie waren nur gekommen, weil sie Angst vor den Vorwürfen der Gemeindeverwaltung hatten, wenn sie ihre Kinder nicht zur Schule schickten.

Ich kannte alle, die vor mir auf der Bank saßen, mit Ausnahme eines kleinen, dreckigen Jungen mit rötlichem Kraushaar, der versuchte, sich von seinem Vater loszureißen. Der Vater war barfuß und trug eine einfache Baumwollhose.

Alle anderen waren gute Freunde von mir. Trapani zum Beispiel, den seine Mutter auf dem Schoß hatte, Kucai, der neben seinem Vater saß, Sahara, die schon die ganze Zeit schmolte, weil sie sofort ins Klassenzimmer wollte, ihre Mutter es aber nicht erlaubte, oder Syahdan, der ganz allein gekommen war. Wir waren Nachbarskinder, Malaien aus Belitung, und wir gehörten alle zur ärmsten Bevölkerungsschicht der Insel. Auch die Muhammadiyah war eine der ärmsten Dorfschulen auf Belitung. Es gab nur drei Gründe, warum unsere Eltern uns hier angemeldet hatten. Erstens, weil Muhammadiyah-Schulen keine Gebühren nahmen und sie lediglich freiwillige

Beiträge zahlten, soweit sie es eben konnten. Zweitens, weil unsere Eltern hofften, dass eine frühe Unterweisung im Islam uns später vor schlechten Einflüssen bewahren würde. Und drittens, weil wir sowieso keinerlei Chance hatten, von einer anderen Schule genommen zu werden.

Bu Mus wurde immer nervöser und blickte auf die breite Straße auf der anderen Seite des Schulhofs, in der Hoffnung, es könnte sich doch noch ein Schüler verspätet einfinden. Der zuständige Schulrat in der Erziehungsbehörde von Südsumatra hatte erklärt, die Muhammadiyah müsse geschlossen werden, falls sich weniger als zehn neue Schüler anmeldeten, auch wenn sie die älteste Grundschule in Belitung sei. Letztes Jahr waren zwar noch elf neue Schüler zusammengekommen, aber in diesem Jahr war Pak Harfan pessimistisch. Ingeheim hatte er bereits eine Ansprache zur Auflösung der Schule vorbereitet.

»Wir warten bis elf Uhr«, hatte Pak Harfan erklärt.

Niedergeschlagenheit breitete sich aus, alle schwiegen. Bu Mus hielt nur noch mühsam die Tränen zurück. Heute war ihr erster Unterrichtstag, der Tag, an dem ihr sehnlichster Wunsch, Lehrerin zu werden, in Erfüllung gehen sollte. Vergangene Woche erst hatte sie in der Bezirkshauptstadt Tanjung Pandan die Gewerbeschule für Mädchen abgeschlossen. Sie war gerade mal fünfzehn Jahre alt. Reglos stand sie unter der Schulglocke und starrte in die Ferne, über den Schulhof hinweg zur großen Straße, aber niemand tauchte auf.

Die anderen Kinder und ich waren tief enttäuscht. Es war niederschmetternd, dass unsere Begeisterung, etwas zu lernen, ins Leere laufen sollte, bloß weil ein einziger Schüler fehlte.

»Es sind erst neun, Herr Direktor«, rief Bu Mus. Sie konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Schon mehrmals hatte sie auf diesen Umstand hingewiesen, der doch bereits allen Anwesenden bekannt war.

Schließlich war es fünf nach elf und damit die festgelegte Zeit mehr als um. Vorsichtig nahm ich die Hand meines Vaters von der Schulter. Sahara weinte laut in den Armen ihrer Mutter. Sie trug neue Schuhe und Socken, ein neues Kleid, einen Dschilbab, und hatte sogar Schulbücher, einen Ranzen und eine Wasserflasche dabei.

Pak Harfan trat zu den Eltern und wechselte mit jedem von ihnen ein paar Worte. Manche klopfen ihm auf die Schulter, um ihn zu trösten. Bu Mus standen die Tränen in den Augen. Pak Harfan setzte zu einer Rede an: »*Salam alaikum!*« Doch in dem Moment, als er die ersten Worte aussprach, drehten sich alle überrascht um, weil Trapani auf die andere Seite der großen Wiese vor der Schule zeigte und schrie: »Harun!«

Und tatsächlich kam von ganz da hinten ein hoch aufgeschossener, dünner Junge angehinkt. Er war sehr ordentlich gekleidet und frisch gekämmt. Er trug ein weißes Hemd mit langen Ärmeln, das er in die Hose gesteckt hatte. Er hatte X-Beine und schwankte beim Gehen hin und her. Es war Harun, ein lustiger Bursche, den wir alle gut kannten. Er war schon fünfzehn und etwas zurückgeblieben. Er kam freudestrahlend näher, rannte eher, als dass er lief. Dabei achtete er nicht auf seine Mutter, die kaum hinterherkam. Völlig außer Atem erreichten die beiden die Schule und standen nun vor Pak Harfan.

»Herr Lehrer ...«, rief die Mutter außer Atem. »Nehmen Sie Harun, Herr Lehrer, die nächste Sonderschule ist doch auf Bangka, und dort können wir ihn nicht hinschicken. Dazu reicht unser Geld nicht. Und vor allem ist es viel besser, er geht hier zur Schule, als dass er zu Hause bleibt. Da jagt er mir nur die Hühner.«

Harun zeigte ein breites Lächeln, bei dem seine langen, gelben Zähne zu sehen waren.

Pak Harfan lächelte ebenfalls und blickte zu Bu Mus hinüber.

»Genau zehn Schüler«, stellte er fest.

Harun begrüßte uns und wir brachen in lautes Geschrei aus.

Sahara stand auf, strich ihren Dschilbab glatt und setzte entschlossen ihren Ranzen auf. Bu Mus war verlegen. Ihr rollten nun Freudenstränen über die Wangen.

2 Bu Mus kam zu den Eltern, die noch auf der langen Bank saßen, sprach ein paar freundliche Worte mit ihnen und schickte uns nach und nach in den Klassenraum. Jedem wurde ein Sitznachbar zugeteilt. Schließlich blieben nur noch ich und der kleine schmutzige Junge mit dem roten Kraushaar, den ich noch nicht kannte, übrig. Der Junge roch unangenehm nach verbranntem Gummi.

»Dein Junge soll neben Lintang sitzen«, sagte sie zu meinem Vater.

Als Lintang das hörte, versuchte er, sich von seinem Vater loszumachen. Der wollte ihn zurückhalten, aber Lintang entwand sich dem Griff seines Vaters, sprang auf, rannte in die Klasse und suchte sich selbst einen freien Platz.

Bu Mus trat an Lintangs Vater heran. Der Mann sah aus wie eine vom Wind zerzauste Kasuarine, die, vom Blitz getroffen, schwarz und dürr geworden war. Er war Fischer, aber sein Gesicht ähnelte eher dem eines Urwaldbewohners, besaß jedoch einen sanften Ausdruck.

Lintangs Familie stammte aus Tanjung Kelumpang, einem Fischerdorf, weit abgelegen an der Küste. Wer dorthin wollte, musste durch vier Mangrovenwälder, Sumpfgebiete, die bei uns als unheilvoll angesehen wurden. Dort konnten einem Krokodile über den Weg laufen, so groß und dick wie Palmenstämme. Das Küstendorf lag im östlichsten Zipfel von Belitung, in der ärmsten Gegend der Insel. Für Lintang war die Kleinstadt, in der sich unsere Schule befand, eine Art Metropole. Um mit dem Fahrrad dahin zu kommen, musste er vor Tagesanbruch losfahren.

Lintangs Familie hatte es über Generationen nicht geschafft, sich aus der Armut zu befreien, die alle Malaien traf, die Fischerei betrieben. Das Meer lag zwar vor der Tür, aber sie besaßen keine eigenen Boote und waren deshalb von anderen abhängig. In diesem Jahr allerdings hatte Lintangs Vater beschlossen, dass etwas geschehen müsse, damit zumindest einer seiner Söhne diesem Kreislauf entkam. Wenn die täglichen vierzig Kilometer auf roten Kieswegen, die Lintang jeden Tag mit dem Fahrrad zur Schule fahren musste, seine Begeisterung allerdings brechen sollten, dann sei es ein Wink des Schicksals, dass er ebenfalls Fischer werden sollte.

Lintang würde also neben mir, dem anderen kleinen Jungen mit krausen Haaren sitzen. Der Brandgeruch, der mir vorhin in die Nase gestiegen war, rührte von seinen Cunghai-Sandalen her, die aus Autoreifen gefertigt und schon ganz ausgefranst waren.

Als ich Lintang in die Klasse folgte, begrüßte er mich mit einem unerwartet kräftigen Handschlag. Er sprach unablässig mit Feuer-eifer in jenem etwas eigenartigen Belitunger Dialekt, der für die Leute aus den abgelegenen Gegenden typisch ist. Seine Augen leuchteten. Er war wie eine Pilea, eine Kanonierblume. Wenn ein Tropfen Wasser auf ihre Blätter fällt, schleudert sie ihren Blütenstaub von sich und entfaltet sich, voller Glanz und Vitalität.

Bu Mus teilte Formulare an die Eltern aus, auf denen Name, Beruf und Anschrift eingetragen werden sollten. Alle machten sich ans Ausfüllen, nur Lintangs Vater nicht. Der nahm zögernd das Blatt und hielt es von sich gestreckt wie etwas sehr Fremdartiges. Er stand da und rührte sich nicht vom Fleck.

»Frau Lehrerin ...«, sagte er leise, »entschuldigen Sie, aber ich kann nicht lesen und schreiben.« Ohne Umschweife bekannte er ebenfalls, dass er nicht einmal sein Geburtsjahr wisse.

Da stand Lintang auf, trat zu seinem Vater und nahm ihm den Fragebogen aus der Hand. Er rief: »Ich werde das Formular später ausfüllen, Frau Lehrerin, wenn ich lesen und schreiben gelernt habe.«

Alle waren verwundert, dass ein so kleiner Junge seinem Vater beistand.

Lintang drehte seinen Kopf aufgeregt nach allen Seiten wie eine Nachtule. Mit weit aufgerissenen Augen staunte er alle Gegenstände im Klassenraum an: das lange Lineal, die Blumenvase aus Keramik auf dem Tisch von Bu Mus – ein Produkt des Werkunterrichts der Klasse sechs –, die abgenutzte Wandtafel, die zertretenen Kreidereste auf dem Boden.

Lintangs Vater beobachtete die wachsende Begeisterung seines Sohnes mit einem vagen Lächeln. Dieser Mann, der das Datum seiner Geburt nicht kannte, dachte an den Tag, an dem es seinem Sohn das Herz brechen würde, wenn er in der zweiten oder dritten Klasse womöglich von der Mittelschule würde abgehen müssen, weil er, der Vater, die Kosten nicht mehr aufbringen konnte oder weil der Sohn sogar zum Lebensunterhalt der Familie beitragen musste. Für Lintangs Vater war Bildung ein Rätsel, eine Art Wunder. Von den vier Generationen, die er zurückdenken konnte, war Lintang der Erste, der zur Schule gehen konnte. Die Generationen davor gehörten ins Antediluvium, in die Zeit vor der Sintflut, als die Malaien noch als Nomaden herumzogen. Damals trugen sie Kleider aus Baumrinde und beteten den Mond an.

*

An diesem ersten Morgen neben meinem Sitznachbarn sah ich eine Szene, die mir später noch oft in den Sinn kam. Ich beobachtete Lintang, wie er unbeholfen einen großen Bleistift in die Hand nahm, als wäre es ein Küchenmesser. Sein Vater hatte ihm den falschen Stift gekauft. Er hatte zwei farbige Enden, eines rot, das andere blau. Ein Stift, wie ihn ein Schneider benutzt, um den Stoff zu markieren, oder ein Schuster, um den Schnitt auf das Leder zu übertragen. Jedenfalls kein Stift, der zum Schreiben taugt. Auch das Heft, das er dabei hatte, war das falsche, eines mit Hilfslinien. Sol-

che Hefte brauchte man erst in der zweiten Klasse für die Schreibschrift. Was ich jedoch ewig bestaunen werde, ist die Tatsache, dass ein bitterarmer Fischersohn, der damals zum ersten Mal in seinem Leben einen Stift und ein Schreibheft in der Hand hielt, uns in den folgenden Jahren immer wieder mit seinem hellen Verstand faszinierte. Lintang überstrahlte mit seinen Geistesblitzen die dunklen Wolken, die unsere armselige Schule umgaben. Der Junge mit den wirren Locken entwickelte sich zu dem genialsten Menschen, den ich in meinem ganzen Leben getroffen habe.

3 Unsere Schule war eine von Hunderten, wenn nicht Tausenden armer Schulen im Land, eine von der Sorte, die jederzeit in sich zusammenfallen konnte. Dazu hätte es nur eines Ziegenbocks bedurft, der hinter einer Ziege her war.

Wir hatten nur zwei Lehrer für alle Fächer und alle Klassenstufen. Wir hatten keine Schuluniformen. Und wir hatten auch keine Toilette. Da unsere Schule am Waldrand lag, brauchten wir uns nur in die Büsche zu schlagen. Unsere Lehrer kamen immer mit, es hätte ja sein können, dass wir von einer Schlange gebissen worden wären. Denn es gab natürlich keine Notapotheke. Wenn einer krank wurde, egal was er hatte, Durchfall, eine Geschwulst, Husten, Grippe oder Ausschlag –, gab uns Bu Mus eine weiße runde Pille, etwa so groß wie der Knopf an einer Regenjacke und furchtbar bitter. Wenn wir sie genommen hatten, verging uns sofort der Hunger. Auf der Pille standen die Buchstaben APC. Das waren die legendären APC-Pillen der armen Leute von Belitung, die im Volksglauben jedes Übel heilen konnten. Diese Wunderwaffe war die einzige Antwort der Regierung auf das Problem eines nicht existierenden sozialen Gesundheitssystems.

Die Schüler der Muhammadiyah hatten nie einen Beamten zu

Besuch kommen sehen, keinen Schulrat, erst recht keinen Abgeordneten. Wer regelmäßig kam, war lediglich ein maskierter Mann in einem Overall, der aussah wie ein Ninja. Auf dem Rücken trug er ein Rohr aus Aluminium mit einem Schlauch, den er überall herumschwenkte. Der Mann kam vom Gesundheitsamt und besprühte die Mückennester mit DDT. Wenn der dicke weiße Qualm wie von einem Brand aufstieg, schrien wir vor Freude auf.

Unsere Schule wurde nicht bewacht, es gab ja nichts, was man hätte stehlen können. Die einzigen Zeichen, an denen man das Schulgebäude als solches erkennen konnte, waren ein Flaggenmast aus gelbem Bambus und ein schief hängendes grünes Schild neben der Glocke. Diese bestand aus einem runden Eisenzylinder mit vielen Löchern, einem ehemaligen Ofen. Auf dem Schild war eine Sonne mit weißen Strahlen abgebildet. In der Mitte war zu lesen:

SD MD

Grund- und Mittelschule Muhammadiyah

Außerdem befand sich direkt unter der Sonne eine Inschrift in einfachen arabischen Buchstaben, die sich mir erst später in der zweiten Klasse erschloss, als ich lesen konnte. Sie lautete: *Amar makruf nahi mungkar*«, was so viel bedeutete wie »Lass uns Gutes tun und meide die Sünde«. Das war der oberste Wahlspruch der Anhänger von Muhammadiyah, der zweitgrößten islamischen Gruppierung in Indonesien mit mehr als dreißig Millionen Mitgliedern. Diese Worte behielten wir in unserem Herzen, bis wir erwachsen waren.

Von Weitem gesehen konnte man meinen, unsere Schule würde bald zusammenbrechen, denn die alten schiefen Holzpfosten konnten das schwere Schindeldach kaum noch tragen. Unser Schulgebäude sah aus wie eine Koprascheune auf einer Kokosplantage. Das Gebäude verstieß gegen alle Grundsätze der Baukunst, keine

Tür und kein Fenster konnten ordentlich geschlossen werden, weil Tür- und Fensterrahmen nicht rechtwinklig waren. Aber wozu hätte man die Türen auch abschließen sollen?

Unseren Klassenraum beschrieb man am besten mit diesen Worten: mangelhaft ausgestattet. Kurios und erbärmlich mangelhaft war zum Beispiel der wacklige Glasschrank mit einer Tür, die sich nicht schließen ließ. Man musste an drei Beinen Pappe unterlegen, damit sie überhaupt zuging. In einer normalen Klasse waren in einer solchen Vitrine Fotos erfolgreicher ehemaliger Schüler zu sehen, die Fotos des Erziehungsministers und des Schuldirektors. Da gab es Poster, Medaillen, Urkunden und Pokale, die von den besonderen Leistungen der Schule zeugten. In unserer Klasse allerdings stand der Schrank traurig und leer in einer Ecke herum. Einfach weil es keinen Vertreter der Schulbehörde gab, der unsere Lehrer treffen wollte, keinen Schulabgänger, auf den man stolz sein konnte, keinen Preis, den unsere Schule je gewonnen hatte.

In unserem Klassenzimmer gab es keine Tabellen mit dem Einmaleins und auch keinen Kalender. Wir hatten keine Porträts des Präsidenten und seines Stellvertreters und auch keine Abbildung des indonesischen Wahrzeichens, des Garuda, ein seltsamer Vogel mit acht Schwanzfedern, der ständig nach rechts guckt. Das einzige Bild, das wir hatten, war ein Poster direkt hinter dem Tisch von Bu Mus, welches das Loch in der Holzwand hinter ihr abdecken sollte. Darauf war ein energischer Mann mit einem dichten Bart zu sehen, in einem langen Gewand, die Gitarre über die Schulter geschlungen. Sein melancholischer Blick stand in Flammen, als hätte er im Leben nur Schmerz und Bitterkeit erfahren, und ganz offensichtlich hatte er die feste Absicht, mit seiner Musik aller Schlechtigkeit dieser Welt entgegenzutreten. Der Mann blickte zum Himmel, aus dem haufenweise Geldscheine und Münzen auf ihn herunterregneten. Es war der Dangdut-Sänger Rhoma Irama, das Idol der Malaien auf dem Land, ihr Elvis Presley.

Unten stand etwas in großen Lettern, was ich anfangs nicht lesen konnte. Erst in der zweiten Klasse konnte ich sie entziffern: *Rhoma Irama, Hujan Duit!* – Rhoma Irama, Geldregen!

Stellt euch einfach alle Widerwärtigkeiten vor, die einer Klasse widerfahren können: ein Dach mit solchen Löchern, dass man im Unterricht die vorüberfliegenden Flugzeuge sehen konnte und Schirme aufspannen musste, wenn es regnete. Ein zu Sand zerbröselter Zementboden, Stürme, bei denen wir fürchten mussten, dass jeden Moment das Schulgebäude über uns zusammenbrechen würde. Und bockige Ziegen, die man morgens aus dem Klassenraum vertreiben musste. Alles das war für uns an der Tagesordnung.

4 Genau wie unsere Schule ist auch unser Lehrer Pak Harfan leicht beschrieben. Sein dicker Schnurrbart ging in einen dichten, braungrau melierten Backenbart über. Er wirkte etwas unheimlich.

Pak Harfan trug an jenem ersten Tag das für fromme Muslime übliche Gewand, das früher sicher einmal grün gewesen war, nun aber in ein graues Weiß übergegangen war. Allerdings konnte man das ursprüngliche Grün noch an einigen Stellen erkennen. Sein Hemd hatte einige Löcher, und seine Hose war durch das viele Waschen auch schon einigermaßen zerschlissen. Um die Taille hatte er einen billigen Plastikgürtel mit Rautenmuster geschlungen. Der Gürtel hatte eine lange Reihe von Löchern, ein Zeichen dafür, dass er ihn schon als kleiner Junge getragen haben musste.

Er hatte etwas von einem Bären an sich, sodass man Angst bekam, wenn man ihn zum ersten Mal sah. Doch im Nu hatte er unsere Herzen gewonnen. Er strahlte Sanftmut und Zärtlichkeit aus. Er beeindruckte uns als Mensch, der genug hatte von der Bitterkeit und den Kämpfen des Lebens, er war so reich an Erfahrungen wie das Meer, er war klug und war sich seiner Anziehungskraft be-

wusst, die darin bestand, etwas so zu erklären, dass es jedermann verstand.

Pak Harfan empfand es als Glück, vor Schülern zu stehen. Er war der typische Lehrer aus Leidenschaft, der wie ein indischer Guru nicht nur sein Wissen weitergibt, sondern auch der Freund und Mentor seiner Schüler ist. Er vermochte seine Stimme sehr schön zu modulieren, er fasste den Lehrertisch fest an beiden Seiten, wenn er etwas ganz besonders betonen wollte, und reckte dann wieder die Hände nach oben, als flehte er eine Gottheit um Regen an.

Wenn wir eine Frage hatten, kam er mit kleinen Schritten auf uns zu, sah uns mit seinem ruhigen Blick auf eine Weise an, die einem das Gefühl gab, das wertvollste Kind überhaupt zu sein. Oft flüsterte er uns etwas ins Ohr, zitierte einige Verse aus einem Gedicht oder aus dem Koran und versank dann für einen Augenblick in Schweigen, als hinge er voll Sehnsucht einer lang verlorenen Liebe nach.

Er weckte in uns die Begeisterung zu lernen und ermunterte uns, Schwierigkeiten aller Art zu überwinden. Er machte uns klar, was es bedeutet, einen Standpunkt zu vertreten, was es heißt, ein Ziel beharrlich zu verfolgen. Er ließ uns erkennen, dass das Leben selbst in Armut Glück bedeuten kann, wenn es von der Begeisterung für den Grundsatz erfüllt ist, so viel wie möglich zu geben, nicht, so viel wie möglich zu bekommen. Seine Familie ernährte er von einem Gemüsegarten hinter seinem Haus.

Wenn Pak Harfan zu uns sprach, hörten wir mit gebannter Aufmerksamkeit zu und konnten kaum den nächsten Satz erwarten. Ich war unsagbar glücklich, dort zu sein, inmitten all dieser besonderen Menschen. In der armseligen Kargheit unserer Schule empfand ich eine Schönheit, die ich gegen keinen noch so großen Luxus anderswo hätte tauschen mögen.

Aber unsere erste Unterrichtsstunde hatten wir bei Bu Mus. Jeder von uns musste nach vorn treten und sich vorstellen. Als Letzter kam A Kiong an die Reihe. Als er aufgerufen wurde, freute er sich sichtlich. »Sag bitte deinen Namen und wo du wohnst«, bat Bu Mus ihn mit sanfter Stimme.

A Kiong sah Bu Mus zögernd an und lächelte dann. Sein Vater drängte sich an den anderen Eltern vorbei, um den Auftritt seines Sohnes aus der Nähe zu verfolgen. Aber sooft A Kiong auch nach seinem Namen gefragt wurde, er brachte kein einziges Wort hervor. Er lächelte nur und schwieg.

»Na komm, bitte«, redete ihm Bu Mus gut zu.

Aber A Kiong antwortete nur mit einem Lächeln. Mehrmals blickte er zu seinem Vater herüber, der langsam die Geduld verlor. Ich konnte ihm die Gedanken von der Stirn ablesen: »Los, mein Sohn, nimm dich zusammen, sag deinen Namen! Sag wenigstens meinen Namen, nur ein einziges Mal. Mach doch den Chinesen keine Schande!« A Kions Vater, ein freundlicher Mann, war allen als chinesischer Gartenarbeiter bekannt, stammte also aus einer der ärmsten Schichten der Chinesen auf Belitung.

Bu Mus versuchte es noch einmal: »Also gut, mein Junge, jetzt ist die letzte Gelegenheit für dich, deinen Namen zu sagen, sonst musst du wieder auf deinen Platz zurück.«

A Kiong zeigte keinerlei Anzeichen von Niedergeschlagenheit oder Scham, im Gegenteil, sein Lächeln wurde immer breiter, seine Pausbacken röteten sich.

Das war also der Lehrsatz des Tages: Frage einen, der in einer Gartenhütte lebt, nicht nach seinem Namen und seiner Adresse.

Damit ging diese erste eindrucksvolle Stunde im Februar zu Ende.